

Der Mensch und seine Grammatik

[illegible]

Simon Kasper

Der Mensch und seine Grammatik

Eine historische Korpusstudie in anthropologischer Absicht

Umschlagabbildung: Simon Kasper auf Grundlage einer Grafik von pixabay.com

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die vorliegende Arbeit wurde im Winter 2019/2020 vom Fachbereich Germanistik und Kunstwissenschaften der Philipps-Universität Marburg als Habilitationsschrift angenommen.

© 2020 · Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Internet: www.narr.de
eMail: info@narr.de

CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-8233-8429-8 (Print)
ISBN 978-3-8233-9429-7 (ePDF)
ISBN 978-3-8233-0044-1 (ePub)



Meinem Vater

Inhalt

Vorwort	11
Abkürzungsverzeichnis	13
1 Einleitung: Verstehen als Leistung	15
1.1 Ein Alltagsphänomen	15
1.2 (Be-)deuten und Interpretieren	17
1.3 Mehrdeutigkeit und Ausdeutbarkeit	18
1.4 Verstehen	20
1.5 Deutungsautomatismen, Deutungsrouinen und Deutungsarbeit	23
1.6 Die „W“-Fragen des vorliegenden Buches	26
1.7 Das Korpus und die verwendeten Bibelübersetzungen	29
2 Leistungen und Grenzen der sprachlichen Eigenstruktur	39
2.1 Sprachliche Konventionen und Verstehen	39
2.1.1 Vom Privaten zum Öffentlichen	39
2.1.2 Öffentlichkeit und sprachliche Konventionen	40
2.1.3 Die Zwänge der Öffentlichkeit: Treue und Sparsamkeit	42
2.1.4 Die Zwänge der Öffentlichkeit: symbolische Auslagerungen	44
2.2 Die Leistung der sprachlichen Eigenstruktur	47
2.2.1 Die Überstrukturiertheit sprachlicher Konventionen	47
2.2.2 Vom Öffentlichen zum Privaten: ein erster geschummelter Versuch	48
2.2.3 Das gemeinsame Private	56
2.2.4 Vom Öffentlichen zum gemeinsamen Privaten mit sprachlichen Eigenstrukturen	57
2.2.5 Die Funktion eigenstrukturellen „Know-hows“	65
2.2.6 Die Zeitlichkeit des Interpretierens und wechselseitige Vorhersagbarkeit	67
2.3 Die Leistungsgrenzen der sprachlichen Eigenstruktur: Mehrdeutigkeit	68
2.3.1 Grenzen der Sprachkonventionen: eigenstrukturell vermittelte Mehrdeutigkeiten	68
2.3.2 Grenzphänomene: die bewegliche Grenze der Eigenstruktur	75
2.3.3 Der Einfluss der Schrift auf die sprachliche Eigenstruktur	84
2.3.4 Zu den morphologischen Eigenstrukturen in den Sprach(stuf)en	91
2.4 Dynamische Aspekte eigenstruktureller Hinweise	92
2.4.1 Die Beziehung der eigenstrukturellen Hinweise zueinander	92
2.4.2 Synchronische und diachronische, globale und lokale, Offline- und Online-Betrachtungsweisen	92
2.4.3 Zurückhaltung bezüglich der instruktiven Mittel	101

2.4.4	Die zu untersuchenden Sprach(stuf)en	102
2.4.5	Wo morphologische Differenzen bleiben: morphologisches Minimum	107
2.5	Eigenstrukturen und Übersetzungstechniken	108
2.6	Die vorgestellten generalisierten Leserinnen	114
2.7	Der instruktive Wert der Prosodie beim Lesen-für-sich	114
2.8	Der Analyse erster Teil: eigenstrukturelle Hinweise	117
2.8.1	Vorgehen, Klassifikationskategorien, kontrollierte Bedingungen	117
2.8.2	Morphologische Mehrdeutigkeit	122
2.8.3	Syntaktische Mehrdeutigkeit (Reihenfolge)	135
2.8.4	Zusammenfassung zu den eigenstrukturellen Hinweisen insgesamt	170
2.9	Bedeutung für die Ausgangshypothese	176
3	Der Beitrag außergrammatischer Hinweise	179
3.1	„Belebtheit“ als Chiffre für einen schwer fasslichen Begriff	180
3.1.1	Belebtheit aus der synchronischen Offline-Perspektive	183
3.1.2	Belebtheit aus der diachronischen Offline-Perspektive	187
3.1.3	Belebtheit aus der synchronischen Online-Perspektive	189
3.1.4	Update der Hypothese	191
3.2	Akzessibilität: Gegenstände im Gedächtnis und die Wahl ihrer Ausdrucksform	192
3.2.1	Akzessibilität aus der synchronischen Offline-Perspektive	194
3.2.2	Akzessibilität aus der diachronischen Offline-Perspektive	196
3.2.3	Update der Hypothese	198
3.3	Weitere Kandidaten?	199
3.4	Der Analyse zweiter Teil: außergrammatische Hinweise (I)	201
3.4.1	Differenzierung nach Satzgliedbeziehung (I–VI)	202
3.4.2	Differenzierung nach realisierten und imaginären Satzgliedern (1–10/1–5)	208
3.5	Bedeutung für die Belebtheits- und Akzessibilitätshypothesen	213
3.6	Satzgliedreihenfolge: außergrammatisch betrachtet	216
3.6.1	Ein Ort, sie zu knechten, sie alle zu binden	217
3.6.2	Update der Hypothese	217
3.7	Der Analyse dritter Teil: außergrammatische Hinweise (II)	218
3.8	Bedeutung für die Belebtheits- und Reihenfolgehypothese	222
4	Bedeutsamkeit, Sprache und Gewissheit: eine anthropologische Skizze	225
4.1	Grenzen der philologisch-sprachwissenschaftlichen Innenperspektive	229
4.1.1	Ein lokales synchronisches Offline-Filtermodell	229
4.1.2	Manche Äußerung(styp)en sind gleicher als andere	231
4.1.3	Gebrauchsfrequenz als Lösung	233
4.1.4	Gebrauchsfrequenz als Problem	235
4.2	Der Schwenk zur Außenperspektive	237
4.2.1	Die Reihenfolge von Agens- und Patiens-Satzgliedern sprachenübergreifend	238

4.2.2	Die Agens zuerst-Präferenz im inkrementellen Sprachverstehen	239
4.2.3	Der Schluss von humanen Ursachen auf echte Agenten	241
4.2.4	Die Zuverlässigkeit/Verbindlichkeit von Hinweistypen	242
4.2.5	Bedeutsamkeit als Gelenkstelle	243
4.3	Die „-enz“-Faktoren: Bedeutsamkeit im Einsatz	245
4.3.1	Salienz und Pertinenz im Alltag	245
4.3.2	Die sensomotorische Linie Geschlossenheit – Salienz – Verhalten – Automatismus – vitale Funktionen	248
4.3.3	Die ideomotorische Linie Offenheit – Pertinenz – Handlung – Routine – Zwecke	250
4.3.4	Der Leib, Routinisierung und die Aspektvereinseitigung von Vorstellungen	253
4.3.5	Die Fünfte im Bunde: Effizienz	259
4.3.6	Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste: Effizienz online	261
4.3.7	Die Präferenz für verantwortliche Ursachen im inklusiven Handlungskreis	264
4.3.8	Belebtheit auf der Salienzlinie	266
4.4	Der Blick zurück auf die außergrammatischen Hinweise	270
4.4.1	Rekapitulation	270
4.4.2	Außergrammatische Hinweise im inklusiven Handlungskreis	271
4.5	Der Blick zurück auf die sprachliche Eigenstruktur	276
4.5.1	Die Interventionsleistung eigenstruktureller Hinweise	277
4.5.2	Die Stattgabefunktion der eigenstrukturellen Hinweise	279
4.5.3	Animal symbolis interveniens: mit Symbolen gegen die Suggestionen von innen	280
4.6	Die Antworten des vorliegenden Buches	288
4.6.1	Was steht womit in welcher Beziehung?	289
4.6.2	Was kann ich (jetzt) tun?	293
5	Literaturverzeichnis	295
5.1	Quellentexte	295
5.2	Übersichtswerke zur Syntax und Grammatik von Sprach(stuf)en	296
5.3	Forschungsliteratur	298
Anhang:	Paradigmen	319
A.1	Altenglisch	319
A.2	Mittelenglisch	321
A.3	Althochdeutsch	323
A.4	Mittelhochdeutsch	325
A.5	Frühneuhochdeutsch	327
A.6	Neuhochdeutsch	329
A.7	Hochalemannisch	331
A.8	Nordniederdeutsch	333

Abbildungsverzeichnis	337
Tabellenverzeichnis	343
Register	345

Vorwort

Ich habe versucht, ein Buch zu schreiben, das jede Leserin mit linguistischen Grundkenntnissen mit Gewinn lesen kann, das aber auch der interessierten Forschungscommunity noch Impulse geben kann. Ohne Kompromisse ließ sich das nicht bewerkstelligen. So habe ich speziell in den sprachtheoretischen Kapiteln und Abschnitten mit Literaturverweisen gespart. Dass ich William James, Karl Bühler, Ernst Cassirer, Arnold Gehlen, Alfred Schütz und Thomas Luckmann, Peter Janich, den generativen, kognitiv-funktionalen, Inhalts- und Ausdrucks-, Dependenz- und Valenzgrammatiken viele Anlässe für An- und Abgrenzungen verdanke, werden Eingeweihte dennoch bemerken – und auch so sind die Verweise nicht wenige. Meine Bemühungen gingen dahin, eine empirisch gestützte, kohärente und lebensweltnahe Skizze über den Zusammenhang von grammatischen Signalisierungsmitteln, ihrer Interpretation und der leiblich-psychischen Verfasstheit des Menschen zu entwerfen. Dem Ziel, diesen Entwurf geschlossen, kontinuierlich und nachvollziehbar darzustellen, habe ich bereitwillig den Anspruch untergeordnet, jeden möglichen Bezug zur Forschung explizit zu machen. Das betrifft auch den weitgehenden Verzicht auf eine Terminologie, die an Einzeltheorien gebunden ist, aber fürs Ganze versagt. Der Geschlossenheit ist es geschuldet, dass ich im Einleitungskapitel bereits Voraussetzungen mache, die ich erst spät vollends einlösen kann. Der Lebensweltnähe soll es geschuldet sein, dass diese Voraussetzungen nicht zu sehr auffallen und das Buch dennoch von Beginn an nachvollziehbar ist.

Was meinen Genusgebrauch bei Personenbezeichnungen angeht, der manchen Leser zum Nachfragen veranlasst hat, bin ich folgendermaßen verfahren: Auf bestimmte literarische oder historische Figuren(gruppen) beziehe ich mich mit dem entsprechenden Genus. Beispielsweise verwende ich für die historisch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit männliche Gruppe von Bibelschreibern und -übersetzern das Maskulinum. Für Personenbezeichnungen, die niemand Bestimmtes, aber potentiell Sie, mich und andere meinen könnten, habe ich kurzerhand Rollen verteilt. So rechne ich beispielsweise mit Leserinnen und Interpretinnen für die besprochenen Texte. Die entsprechenden Aussagen gelten selbstverständlich auch für jeweils andersgeschlechtliche Personen, die ich für diese Rollen nicht besetzt habe.

Die Zahlenaffinen unter Ihnen, die sich nur für die Daten der Korpusstudie interessieren, denen der Vorlauf mit der Entwicklung der Hypothese aber zu basal oder zu lang ist und die sich nicht für die anthropologischen Implikationen interessieren, mögen folgende Abschnitte lesen: 1.6, 1.7, 2.8, 2.9, 3.4–3.8. Wem auch das noch zu viel ist und wer lediglich die Ergebnisse erfahren möchte, lese die Abschnitte 2.9, 3.7 und 3.8. Die Zahlenaversen unter Ihnen mögen das Buch von vorn nach hinten lesen und das lange Auswertungskapitel 2.8 bis auf Abschnitt 2.8.4 weglassen und auch auf Kapitel 3.4 verzichten. Wer meinen Erklärungsversuch für die Ergebnisse in den Kapiteln 2.9, 3.7 und 3.8 kennenlernen möchte, mit Grammatik aber sonst nicht so viel am Hut hat, nehme sich Kapitel 4 vor.

Das Buch führt zusammen, was der Sache nach zusammengehört, was ich aber bisher getrennt behandelt habe: die Sprachtheorie in Form meiner Instruktionsgrammatik und die variationslinguistische Empirie. Anlass dieser Zusammenführung bot der LOEWE-Schwerpunkt

„Fundierung linguistischer Basiskategorien“, der von 2012 bis 2015 an der Philipps-Universität Marburg beheimatet war und sich auf syntaktisch-semantischer Seite mit der Beziehung von Serialisierung, Morphologie und Belebtheit beschäftigte. Der empirische Teil der vorliegenden Arbeit ist aus diesem Projekt erwachsen. Mit dem theoretischen und anthropologischen Unterbau, der die ganze Sprache und den ganzen Menschen umfasst, befasste ich mich schon zehn Jahre länger. Empirischen Niederschlag hat das bereits im SyHD-Projekt gefunden, derzeit schlägt sich manches davon in der Syntaxerhebung im Projekt „Regionalsprache.de“ (REDE) nieder. Für die im LOEWE-Projekt geleisteten Vorarbeiten, von denen ich zehren konnte, danke ich herzlich Magnus Birkenes, Ina Bornkessel-Schlesewsky, Alexander Dröge, Max Düngen, Sophie Ellsäßer, Felix Esser, Jürg Fleischer, Giulia Grassi, Axel Harlos, Sara Hayden-Billion, Julia Hertel, Mícheál Hoynes, Greta Kaufeld, Paul-André Meyer-Magis, Erich Poppe, Elisabeth Rabs, Elisabeth Rieken, Jürgen Erich Schmidt, Michael Waltisberg, Stefan Weninger, Alexander Werth und Paul Widmer. Darüber hinaus hat mir die Zusammenarbeit großen Spaß bereitet. Alle Datenbankklassifikationen stammen von mir, Vorarbeiten anderer habe ich vollständig überprüft und überarbeitet. Darum stehe ich selbstverständlich für alles Kritikwürdige gerade.

Für die Programmierung der Datenbank auf der REDE-Oberfläche danke ich Frank Nagel, bei allen weiteren technischen Angelegenheiten haben mir die REDE-Kollegen Dennis Bock, Robert Engsterhold, Slawomir Messner und Raphael Stroh geholfen.

Für Korrekturen am Manuskript danke ich Lars Bieker, Merle Gudjons, Robin Kropf und Lena Stutz.

Ich danke für inhaltliche Ratschläge und Anregungen Magnus Birkenes, Michael Cysouw, Jürg Fleischer, Damaris Nübling, Wolfgang Klein, Oliver Schallert, Jürgen Erich Schmidt, Augustin Speyer und Alexander Werth.

Für die fruchtbaren Diskussionen und ausführliches Feedback danke ich Vilmos Ágel, Christoph Purschke, Jürgen Erich Schmidt, Hanni Schnell und Alexander Werth.

Ich danke Valeska Lembke vom Narr Verlag für die professionelle und angenehme Zusammenarbeit.

Ich danke Jürgen Erich Schmidt für seine seit 2008 ununterbrochene Unterstützung und sein fortgesetztes Vertrauen in das, was ich tue.

Mein besonderer Dank gilt meiner Familie und meinen Freund_innen für alles, was dazu gehört.

Simon Kasper

Marburg (Lahn), August 2020

Abkürzungsverzeichnis

Bei gleichen Abkürzungen erscheint diejenige in Großbuchstaben in Glossierungen, die jeweils andere außerhalb von Glossierungen.

1	1. Person
2	2. Person
3	3. Person
AKK / Akk	Akkusativ
D	Diathese
DAT / Dat	Dativ
Def	Definitheit
DET	Determinierer
DO	direktes Objekt
F / f	Femininum
Finit	Finitheit
G	Genus
GEN / Gen	Genitiv
IND / Ind	Indikativ
INDEF	Indefinitpronomen
IMP	Imperativ
IO	indirektes Objekt
K	Kasus
KONJ	Konjunktion
KONJ	Konjunktiv
M / m	Maskulinum
MD	Modus
N [im Struktur- schema]	Numerus
N / n	Neutrum
N	Nomen
NOM / Nom	Nominativ
O	Objekt
P	Person
PL / Pl	Plural
POSS	Possessivrelator
PPP	Partizip Perfekt Passiv
PRÄS	Präsens
PRÄT	Präteritum
PRO	Pronomen
PTZII	Partizip II
REL	Relativierer

TP	Tempus
S	Subjekt
SG / Sg	Singular
SUBJ / Subj	Subjunktiv
V	(finites) Verb
X	Satzglied

1 Einleitung: Verstehen als Leistung

Man könnte (und, wie ich denke, mit gutem Recht) behaupten, die Unfähigkeit, sich bei der Suche nach einer Sicherheit, wie sie Menschen möglich ist, auf das Handeln zu konzentrieren, sei ein Überbleibsel der Unfähigkeit der Menschen auf jenen Stufen der Zivilisation, auf denen sie erst wenige Mittel besaßen, um die Bedingungen zu regulieren und nutzbar zu machen, von denen das Eintreten der Folgen abhängt. Solange der Mensch unfähig war, mit Hilfe der Künste der Praxis den Lauf der Ereignisse zu lenken, war es für ihn natürlich, einen emotionalen Ersatz zu suchen; mangels wirklicher Gewißheit inmitten einer prekären und vom Zufall bestimmten Welt kultivierten die Menschen alle Arten von Dingen, die ihnen das *Gefühl* der Sicherheit gaben. Und es ist möglich, daß die Kultivierung des Gefühls, wenn sie nicht bis zu einem illusorischen Punkt getrieben wurde, dem Menschen Mut und Vertrauen gab und ihn befähigte, die Last des Lebens leichter zu ertragen.

(Dewey, Die Suche nach Gewißheit, S. 37)

1.1 Ein Alltagsphänomen

Kurz nachdem Jesus von den römischen Soldaten ans Kreuz geschlagen worden war, traten seine Mutter Maria und der Lieblingsjünger Jesu vor das Kreuz. Im Bewusstsein, dass mit seinem Tod sowohl der Jünger als auch Maria den wichtigsten Menschen in ihrer beider Leben verlieren würden, erklärte Jesus, vom Kreuz herabsprechend, Maria und seinen Lieblingsjünger zu Mutter und Sohn. In Emil Webers hochalemannischer Bibelübertragung berichtet uns der Evangelist Johannes im anschließenden 27. Vers des 19. Kapitels Folgendes:

(1) *Und vo säbere Stund aa hät si de Jünger zue sich naa.*

von jener an hat genommen

(Hochalemannisch, S Nöi Teschtamänt, Weber [1997])

Eine Leserin, die die Bibel in ihrer eigenen Muttersprache lesen möchte und die Geschichte noch nicht in allen Details kennt, liest vielleicht einfach über diese Stelle hinweg und geht nun davon aus, dass Maria, Jesu Wunsch entsprechend, den Jünger bei sich aufgenommen hat. Möglicherweise wird sie überrascht sein, wenn diese Stelle in einem Gespräch mit einem Zürcher Zeitgenossen zur Sprache kommt und dieser den Glauben äußert, nicht Maria habe den Jünger, sondern umgekehrt der Jünger Maria zu sich genommen. Der Zeitgenosse mag seinerseits überrascht von der Annahme sein, dass es anders sein könnte. Wenn sie gemeinsam die entsprechende Stelle nachschlagen, um zu überprüfen, wie es nun tatsächlich erzählt wird, werden sie feststellen, dass es nicht entscheidbar ist: Das Pronomen *si*, mit dem hier auf Maria referiert wird, und die Form *de Jünger* können beide sowohl den Nominativ als auch den Akkusativ darstellen und beide kongruieren in Person und Numerus mit dem Auxiliar *hät*. Da Satzsubjekte im zürichdeutschen Hochalemannischen im Nominativ stehen und mit

dem finiten Verb kongruieren und da (direkte) Objekte von *nèè* ‚nehmen‘ im Akkusativ stehen, können hier beide Ausdrücke, morphologisch gesehen, sowohl als Subjekt als auch als Objekt fungieren. Auch sind die Funktionen der beiden Ausdrücke nicht über ihre Position im Satz unterscheidbar. Die Form der Äußerung gibt Leserinnen also keinen Aufschluss darüber, wer hier wen zu sich nahm. Plausibilitätserwägungen, also inhaltliche Erwägungen auf Basis durchschnittlichen Weltwissens, könnten ergeben, dass Maria durch ihre Mutterrolle legitimiert gewesen wäre, den Jünger, und der Jünger qua Gender, die Frau zu sich zu nehmen. Für hochalemannische Leserinnen ist dieser Satz also grammatisch mehrdeutig und sie werden weder in diesem Satz noch in einem vorangehenden oder nachfolgenden Satz einen zuverlässigen Hinweis darauf finden, wie er denn nun richtig zu interpretieren ist.

Äußerungen, die anders interpretierbar sind, als ein Sprecher oder Schreiber es beabsichtigt hat, sind schnell produziert und die Mehrdeutigkeit bleibt auch leicht unbemerkt, sowohl für den Urheber der Äußerung als auch für die Interpretierende, die sie verstehen möchte. (Wer hat beispielsweise bemerkt, dass der vorangehende Relativsatz der Form nach mehrdeutig ist?) Dass sprachliche Äußerungen bisweilen mehrdeutig sind, gehört zu den Alltagsbeobachtungen der meisten Menschen. Dabei werden die Mehrdeutigkeiten sehr häufig aber deswegen gar nicht bemerkt, weil sie folgenlos bleiben. Sie können einerseits folgenlos bleiben, weil sie für die Lebenspraxis irrelevante Bedeutungsnuancen betreffen. Dass wir etwas falsch interpretiert haben, bemerken wir nur, wenn in der Folge der Interpretation etwas schiefgeht, was mit der Interpretation zu tun hat. Eine Interpretation aufgrund unsicherer Indizienlage ist eine bloße Annahme, auf deren Basis wir weiter handeln und die von unserer nichtsprachlichen Praxis oder kommunikativ von anderen Personen als falsch erwiesen werden kann, aber nicht muss. Die Annahme wird dann entweder modifiziert und eventuell als besser gesicherte Annahme beibehalten oder sie bleibt unverändert bestehen. Es ist gut möglich, dass unsere fiktive hochalemannische Leserin den Satz in Johannes 19, 27 falsch interpretiert hat, er aber nie wieder zur Sprache kommt und sie bis an ihr Lebensende davon ausgeht, dass Maria den Jünger zu sich genommen hat. Oder sie vergisst das Ganze.

Unbemerkte Mehrdeutigkeiten können andererseits auch deswegen folgenlos bleiben, weil sie trotz der formalen Mehrdeutigkeit richtig, das heißt im Sinne des Urhebers, interpretiert werden, wie im Falle des Relativsatzes oben.

(2) *Grandmother of Eight Makes Hole in One*

Ob diese (kolportierte¹) Schlagzeile in dem Bewusstsein formuliert wurde, dass sie mehrdeutig ist, und wie viele Leserinnen sie nur auf eine Art interpretiert haben, wissen wir nicht. Aber wer sich den Sportteil einer Zeitung vornimmt, geht mit bestimmten Erwartungen an die entsprechenden Schlagzeilen und Artikel. Wenn dort dann die Rede von einem Hole in One ist, wird dies sehr wahrscheinlich als sportliches Erfolgserlebnis beim Golf interpretiert – das Einlochen mit einem Schlag auf einem Loch, für das drei Schläge vorgesehen sind –, weil dies bereits im Erwartungshorizont der Leserin gelegen hat. Widmet man sich dagegen dem Gesellschaftsteil einer Zeitung und entdeckt die gleiche Schlagzeile dort, erwartet man eher, dass die Rede von Menschen ist, die andere Menschen zu deren Leidwesen mit Löchern versehen, und interpretiert die Schlagzeile entsprechend. Das Beispiel zeigt, dass Erwartungen,

1 www.departments.bucknell.edu/linguistics/synhead.html [28.05.19].

die leitend für die Interpretation einer Äußerung werden können, nicht nur durch die grammatischen Eigenschaften von Sprachen aufgebaut werden können, wie sie sich in konkreten Äußerungen und deren sprachlichem Begleittext zeigen, sondern auch von außerhalb der sprachlichen Struktur kommen können.

Je stärker sprachliche Äußerungen zur Erreichung praktischer (nichtsprachlicher oder sprachlicher) Zwecke eingesetzt werden, desto höher, so scheint es, ist die Wahrscheinlichkeit, dass falsche Interpretationen im Rückblick bemerkt werden. Nichtsprachliche Handlungen infolge von Kochrezepten, Bauanleitungen oder Wegbeschreibungen, die unmittelbare praktische Relevanz haben, sind gute Beispiele, um zu zeigen, wie Fehlinterpretationen, die aufgrund von Mehrdeutigkeiten entstanden sind, spürbare Folgen haben können und wie diese Folgen auf die Interpretation und die Äußerung zurückverweisen.

1.2 (Be-)deuten und Interpretieren

Anstatt *interpretieren* hätte ich bisher auch *deuten* schreiben können. Mit beidem bezeichne ich dieselbe Tätigkeit einer Person. Wenn wir statt der Verben die Substantive *Interpretation* oder *Deutung* verwenden, tritt der Tätigkeitsaspekt in den Hintergrund und der Resultatsaspekt in den Vordergrund, im Sinne einer abgeschlossenen Interpretation oder Deutung. Den Ausdruck *etwas bedeuten* im Sinne von ‚mit einer Deutung versehen‘ hätte ich ebenso verwenden können, er ist heute aber abseits von hermeneutischen Diskursen kaum noch gebräuchlich. Das agentive Verb *bedeuten* betont den konstruktiven Aspekt des Deutens stärker als die anderen beiden Verben. Damit meine ich, dass wir, wenn wir etwas deuten, die Deutung eher aus einem Phänomen herauslesen, während wir, wenn wir etwas bedeuten, sie in das Phänomen hineinragen. Beim Substantiv *Bedeutung* ist aber nicht nur die Tätigkeitslesart zugunsten einer Resultatslesart verloren gegangen. Die Substantivierung hat uns auch nachhaltig davon entbunden, den Handlungsträger des Bedeutens zu nennen. Niemand sagt, er habe dieses oder jenes so oder so *bedeutet*. Dadurch ist auch der – man muss es so sagen – Bedeutungsaspekt weitgehend verloren gegangen, dass Bedeuten eine individuelle konstruktive Tätigkeit ist. Stattdessen wird mit *der Bedeutung* eines Phänomens etwas Fertiges und Überindividuelles bezeichnet, das man nur abzupflücken braucht, das mit dem konstruktiven Deuten, das jede Interpretierende an einem Phänomen selbst vornehmen muss, kaum mehr etwas zu tun hat.

Vor dem Hintergrund eines konventionalisierten Zeichen- und Zeichenverknüpfungssystems wie der hochalemannischen (und jeder anderen natürlichen) Sprache mag die Äußerung in (1) der Leserin relativ enge Grenzen dafür setzen, wie sie die Äußerung hinsichtlich ihres Gehalts konstruktiv bedeuten kann. Sie mag sich den Ort, die Personen und was sie tun auf individuelle Weise vorstellen, so dass diese Vorstellung mit keiner Vorstellung identisch ist, die jemand anderes vornimmt, wenn er dieselbe Äußerung interpretiert. Wir können uns Vorstellungen durchaus bildhaft vorstellen, so wie Wahrnehmungen, nur dass die äußeren Reize fehlen. Die Vagheit der Ausdrücke in der Äußerung erlaubt der Phantasie einigen Spielraum, aber diese Vagheit ist etwas anderes als Mehrdeutigkeit. Die Eckdaten der sprachlich vermittelten Vorstellung – grob gesprochen, was wo wie und wann womit in welcher Beziehung steht – sind konventionalisiert.

Diese Konventionalität setzt nicht nur der Ausdeutbarkeit der Äußerung enge Grenzen, also ihrem Bedeutungspotenzial, sondern sie ist auch konstitutiv für ihre Zweideutigkeit. Ohne die sprachlichen Konventionen wäre diese Äußerung als bloße Sequenz von Geräuschen beinahe beliebig bedeutbar. Unter Berücksichtigung der sprachlichen Konventionen wird die Ausdeutbarkeit der grammatisch mehrdeutigen Äußerung lediglich etwas offener, als es eine grammatisch eindeutige Äußerung wäre, nämlich zweideutig.

1.3 Mehrdeutigkeit und Ausdeutbarkeit

Der konstruktive Aspekt des Bedeutens wird vielleicht offensichtlicher, wenn man die Tätigkeit des Bedeutens jenseits der Sprache in den Blick nimmt. Mehrdeutigkeit – oder besser gesagt, unterschiedliche Ausdeutbarkeit – begegnet uns nicht nur in der Sprache. Vielmehr ist sie ein allgegenwärtiges Phänomen. Was immer wir wahrnehmen – einen auf uns zulaufenden Hund, einen Geruch, ein Geräusch, ein Bild vor unserem inneren Auge – verstehen wir automatisch oder routinemäßig mit einer Deutung, das heißt wir be-deuten es. Es gibt wohl kein Phänomen, das nicht verschiedenartig deutbar wäre. Phänomene zu deuten ist so basal, weil unsere menschliche Existenz ohne diese Tätigkeit nicht denkbar wäre. Es hält uns in der spezifisch menschlichen Weise reaktions- und handlungsfähig. Um nur die äußeren Extreme zu nennen: Es schützt uns vor Gefahren für Leib und Leben, eröffnet uns Handlungsmöglichkeiten für selbstgesetzte Zwecke und erlaubt uns, unsere Gene in einer Weise weiterzugeben, die für die Reproduktion aussichtsreich ist. Wir deuten Phänomene in jedem wachen Moment. Diese lebenserhaltenden und lebensermöglichenden Funktionen des Bedeutens geben die Hinsichten vor, in denen wir Phänomene deuten. Als Annäherung an diese Hinsichten können uns die deutschen *W*-Wörter dienen: *Was oder wer ist es (zum Beispiel: Freund oder Feind)? Wo ist es (zum Beispiel: zu nah)? Woher kommt es (zum Beispiel: Ist da noch mehr davon)? Was oder wer hat es verursacht (zum Beispiel: Warum passiert es)? Wohin geht es (zum Beispiel: Hört es auf)?* Zusammen:

- *Was steht womit in welcher Beziehung?*

Die Antworten auf diese Fragen, das Deuten von Phänomenen, stehen im Dienst einer übergeordneten Frage:

- *Was kann ich (jetzt) tun?*

Unsere wachen Momente sind in der Regel nicht dadurch gekennzeichnet, dass wir interesselos dasitzen und Eindrücke auf uns einströmen lassen, obwohl so manches kognitionswissenschaftliche Laborexperiment unter dieser Prämisse durchgeführt zu werden scheint. Stattdessen bewegen wir uns die meiste Zeit aktiv durch unsere Umwelt und versuchen, unsere kleinen (Tasse nehmen) oder großen (Raketenwissenschaftlerin werden) Ziele zu erreichen. Daher verwundert es kaum, wenn die Antworten auf die obigen *W*-Fragen, die uns alle ständig betreffen, bei verschiedenen Personen in derselben Situation oder bei derselben Person in verschiedenen Situationen, unterschiedlich ausfallen.

Wie unsere Deutungen ausfallen, ist abhängig von unserer menschlichen Physis und Kognition, von sozialen Normen und Konventionen, von der inneren und äußeren Situation, in der

wir uns gegenwärtig befinden, und von dem, was ich die „-enz“-Faktoren von Phänomenen nenne: ihrer Salienz, Pertinenz, Frequenz und Rezenz.² *Salienz* betrifft die Auffälligkeit von Phänomenen in der Wahrnehmung, noch bevor sie *als* etwas (*Was ist es?*) erkannt wurden. Auffällige Phänomene sind diejenigen, die überhaupt erst Gegenstand der W-Fragen werden, zum Beispiel ein Knall oder etwas, das sich in unser Sichtfeld bewegt und dadurch unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. *Pertinenz* betrifft die Relevanz von Phänomenen vor dem Hintergrund unserer gegenwärtigen Handlungsziele und -interessen. In verschiedenen Situationen kann das gleiche Phänomen (zum Beispiel das Schild *Frische Kreppeln*) aufgrund verschiedener Pertinenzen (durch Hunger gegenüber Magen-Darm-Grippe) in Hinsicht auf die Frage *Was kann ich tun?* verschieden bedeutet werden. Was ich tun kann, verengt sich in Abhängigkeit von der Pertinenz eines Phänomens darauf, was ich tun will. *Frequenz* betrifft die Auftretenshäufigkeit von Phänomenen in Beziehung zu anderen Phänomenen. Jemand, der schon mehrmals von einem Hund verletzt wurde, wird das Herannahen eines Hundes mit einer anderen Bedeutung versehen als ein durchschnittlicher deutscher Hundezüchter, dem gewöhnlich nur die Hand abgeschlabbert wird. Was oft zusammen in einem bestimmten Kontext auftritt, wird leichter zusammen erinnert und dafür liegt in entsprechenden Kontexten leichter ein Deutungsrezept samt Deutungsroutine bereit. Das kann auch das gemeinsame Auftreten von grammatischen Form(typ)en und Funktionen betreffen. Wenn eine immer die Form *gib* am Satzanfang wahrgenommen hat und (erfolgreich) als Befehl, etwas zu geben interpretiert hat, wird sie die Form auch beim nächsten Auftreten so interpretieren. Tatsächlich scheint der Frequenz eine große Bedeutung in der Sprache zuzukommen. Ähnliches wie für frequente Phänomene gilt auch für *rezente* Phänomene, also solche, die kurz vor dem Wahrnehmungsereignis schon einmal wahrgenommen und gedeutet wurden. Die früher vorgenommene Deutung ist leichter wieder zu aktualisieren als eine davon abweichende.

Die Grenzen hinsichtlich der Möglichkeit, einem Phänomen Bedeutung zuzumessen – und damit seiner Ausdeutbarkeit – sind prinzipiell nur durch die kognitiven und physischen Schranken des Menschen gezogen. Die Breite der faktischen Bedeutungszuweisungen dürfte aber nicht viel geringer als die der möglichen sein. Kulturelle Variation besteht nicht nur hinsichtlich gravierender Unterschiede in den typischen Situationen, in denen Menschen sich befinden – im Kaffeehaus in Marokko, im Giraffengehege in Frankfurt, bis zum Hals im Sumpf bei den Pirahã – und damit hinsichtlich der salienten, frequenten und rezenten Phänomene, mit denen Menschen konfrontiert sind, sondern auch in der Ausprägung der Pertinenz-Systeme sowie in normativen Beschränkungen der Frage *Was kann ich (jetzt) tun?* auf die Frage *Was darf, soll oder muss ich (jetzt) tun?*

Ähnlich wie sprachliche Phänomene sind nichtsprachliche Phänomene nämlich ebenfalls nicht beliebig ausdeutbar. Auch ihre Deutungen sind durch soziale Konventionen begrenzt und unstatthafte Interpretationen führen zu Misserfolg. Das gilt beispielsweise für die Zuschreibung von Verantwortlichkeit. Im Zusammenleben von Menschen ist die Frage, ob jemand etwas verantwortlich – also geplant, kontrolliert, willentlich, bewusst – tut, tun kann oder getan hat, oder eben nicht, von überragender Bedeutung. Wir können aber mit unseren Sinnesorganen gar nicht erfassen, ob jemand etwas verantwortlich tut oder ob es ihm bloß passiert. Wenn Opa Willi jetzt noch ein Glas in der Hand hat, sich dann der Griff etwas lockert

2 In Kapitel 4 werden alle ausführlich wiederkehren und die Effizienz wird sich noch dazugesellen.

und das Glas zu Boden fällt, nehmen wir nicht wahr, ob er aus zweckrationalen Erwägungen den Griff gelockert hat, damit das Glas herunterfällt, oder ob ihm die Lockerung des Griffs aus Versehen widerfahren ist. Wir unterlassen in solchen Fällen die Interpretation aber nicht. Wir interpretieren jemandes Tun in solchen Situationen trotzdem hinsichtlich Verantwortlichkeit, aber eben nicht beliebig. Wenn sich jemand konsequent jedes auch noch so zufällige oder glückliche Widerfahrnis öffentlich als Verdienst zurechnet und gleichzeitig jemand anderem für jedes versehentliche Missgeschick ebenfalls öffentlich Verantwortlichkeit zuschreibt, dann wird dies sehr wahrscheinlich sozial sanktioniert werden. So können soziale Normen oder Konventionen der Ausdeutung von nichtsprachlichen Phänomenen Grenzen setzen.

Eine sprachliche Äußerung ist nicht nur Anlass einer Deutungstätigkeit, wie derjenigen unserer Leserin des Beispiels in (1), sondern aus anderer Perspektive auch das Resultat einer solchen Deutungstätigkeit. Emil Weber hat mit der Äußerung *Und vo säbere Stund aa hät si de Jünger zue sich gnaa* für die Leserinnen der Evangelien schon vieles verschieden Ausdeutbare in der berichteten nichtsprachlichen Situation ausgedeutet. Dabei hat er die Ausdeutung des Evangelisten Johannes in dessen griechischem Text vermittelt. Weber hat unter anderem das Geschehen in der Vergangenheit situiert (*hät ... gnaa*), es in den Kontext früheren Geschehens gestellt (*Und ...*), es innerhalb der Vergangenheit nochmals zeitlich verortet (*vo säbere Stund aa*) und er hat eine Aktivität des zu-sich-Nehmens (*... zue sich gnaa*) identifiziert. Johannes (und Emil Weber als Vermittler) hat all diese Deutungen anstatt unzähliger anderer möglicher Deutungen vorgenommen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Er hat etwas als ‚zu sich nehmen‘ gedeutet und es entsprechend sprachlich mitgeteilt. Das Phänomen, das der Deutung zugrunde lag, ist verschiedenartig ausdeutbar, etwa als ‚zufällig gemeinsam irgendwohin gehen‘, ‚zufällig hintereinander in die gleiche Richtung bewegen‘ oder ‚entführen‘, um nur einige naheliegende Deutungen zu nennen. Diese normen- und durch die „-enz“-Faktoren gefilterte Deutungsarbeit hat bereits Johannes (vermittelt durch Emil Weber) der Leserin abgenommen. Mit seiner Äußerung unterbreitet Emil Weber nun wiederum der Leserin ein Deutungsangebot, das sie zunächst einmal nachvollziehen muss, noch bevor sie es als angemessen anerkennen oder ablehnen kann. *Und vo säbere Stund aa hät si de Jünger zue sich gnaa* ist also Emil Webers sprachkonventionengefilterter Ausdruck dieses Geschehens und er dient der Leserin als eine Anleitung zum Nachvollzug einer hinreichend ähnlichen Vorstellung dieses Geschehens. Der im gegenwärtigen Zusammenhang wichtigste Aspekt dieser Ähnlichkeit ist die Frage, was womit in welcher Beziehung steht. Und da ist Emil Webers sprachlich vermitteltes Deutungsangebot, anders als dasjenige Johannes’, wie wir sehen werden, mehrdeutig. Es sollte beinhalten, wer wen zu sich nimmt, und die Äußerung bietet der Leserin diesbezüglich *si de Jünger* an.

1.4 Verstehen

Wenn sie sich anstrengt, kann sich unsere hochalemannische Leserin natürlich über alle Konventionen hinwegsetzen und die Äußerung *Und vo säbere Stund aa hät si de Jünger zue sich gnaa* so individuell und konstruktiv bedeuten, wie sie möchte. Dabei sind ihr keine Grenzen gesetzt. Es sind durchaus Zwecke denkbar, vor deren Hintergrund solche unkonventionellen Interpretationen motiviert, also pertinent hinsichtlich eines Zweckes sind. Ob eine solche

Praxis aber alltäglicher gelungener Kommunikation zuträglich ist, ist eine andere Frage. Weite Teile unserer sprachlichen Interaktion koordinieren und organisieren andere sprachliche und nichtsprachliche Handlungen. Damit diese wiederum erfolgreich sind, ist es nötig, dass wechselseitige sprachliche Äußerungen von den Beteiligten nicht willkürlich interpretiert werden. Aber unter welchen Umständen können wir jetzt sagen, dass die Leserin *Und vo säbere Stund aa hät si de Jünger zue sich gnaa* nicht nur interpretiert, sondern auch verstanden hat?

Anders als fast alle anderen menschlichen Tätigkeiten scheint Deuten oder Interpretieren nicht misslingen zu können. Dabei kommt immer etwas heraus, was den Namen Deutung oder Interpretation verdient. Aber man kann erfolgreich oder erfolglos interpretieren, je nachdem, ob die Interpretation ihre Funktion erfüllt beziehungsweise zur Realisierung des Zweckes führt, für den sie das Mittel gewesen ist.

Wenn ich im besten Wissen Diesel in mein Benzinfahrzeug fülle, um weiterfahren zu können, dann habe ich offenbar bestimmte Phänomene, unter anderem den Zapfhahn und das Fahrzeug, in irgendeiner Weise gedeutet, die sie mir zu Handlungsgegenständen macht, aber eben in einer Weise, die meinem Handlungserfolg nicht zuträglich ist. In diesem Moment habe ich vor dem Hintergrund meiner Ziele den Zusammenhang zwischen dem Zapfhahn, meinem Fahrzeug und der Möglichkeit des Weiterfahrens zwar gedeutet, aber nicht verstanden.

Ähnlich verhält es sich zunächst mit sprachlichen Äußerungen. Eine Wegbeschreibung wird ein Umherirrender üblicherweise mit dem Zweck interpretieren, dass sie ihn über kurz oder lang zum gewünschten Ort bringt. Die Ankunft am Zielort ist ein Erfolgskriterium für die Interpretation beziehungsweise für das Verstehen der Wegbeschreibung. Aber anders als beim nichtsprachlichen Tankbeispiel ist hier noch eine andere Person involviert, die den Weg beschreibt und die – anders als der Zapfhahn – eigene Ziele verfolgt. Diese Person kann unterschiedliche Einstellungen zu dem einnehmen, was sie sagt. Sie kann den Zweck des Fragenden zu einem gemeinsamen machen und ihm nach bestem Wissen und Gewissen den Weg mitteilen. Sie kann aber auch einen anderen Zweck verfolgen, zum Beispiel den Fragenden zu belügen, damit er an einem anderen Ort als dem Gewünschten herauskommt.

Ein sprachliches Ereignis ist also (mindestens) ein zweischichtiges Ereignis und muss daher auch auf jeder Schicht einzeln gedeutet werden. Meine obigen W-Fragen stellen sich einerseits für das Ereignis, in dem jemand Geräusche, Gesten oder Graphisches hervorbringt, also grob gesprochen für die Handlung des Äußerns. Sie stellen sich andererseits für das vokalisches, gestische oder graphische Geäußerte, also für das konventionell sprachlich Ausgedrückte. Beides muss interpretiert werden. Unser Umherirrender kann sowohl das, was die Auskunftgeberin *tut*, indem sie ihm den Weg beschreibt – zum Beispiel helfen oder belügen – als auch das, was sie *in* ihrer Äußerung mitteilt – den Weg zu einem Ort – verstehen oder missverstehen. Der Fragende kann also gleichzeitig den Äußerungsinhalt verstehen und trotzdem nicht seinen Zielort erreichen, weil er das, was seine Gewährsperson getan hat, indem sie ihm einen Weg beschrieb, missverstanden hat. Ähnlich wie beim Tanken lassen sich für das Verstehen der Äußerungshandlung prinzipiell praktische Kriterien angeben, nämlich praktischer Erfolg oder Misserfolg hinsichtlich des eigenen Ziels infolge der Interpretation. Kommt unser Umherirrender am Brauhaus statt am Bahnhof heraus und hat er den Äußerungsinhalt richtig interpretiert und ansonsten alles richtig gemacht (was ich hier voraussetzen möchte), kann er davon ausgehen, dass er die Handlung seiner Gewährsperson falsch gedeutet hat, beziehungsweise nicht verstanden hat, dass sie ihn also getäuscht hat. Unser Umherirrender könnte, am

Brauhaus statt am Bahnhof angekommen, wohin er eigentlich wollte, einer kompetenten und kooperativeren Zeitgenossin die Wegbeschreibung nacherzählen, die er befolgt hat. Wenn sie ihm sagt, dass die Wegbeschreibung den Weg zum Brauhaus, aber nicht zum Bahnhof richtig wiedergibt, weiß er, dass er die Wegbeschreibung verstanden, aber die Motive der Gewährsperson falsch verstanden hat. Auf diese Weise ist prinzipiell unterscheidbar, ob etwas oder jemand missverstanden wurde. Im Einzelfall wird aber bisweilen nicht mehr zu klären sein, ob die Äußerung oder die Handlung der Interaktionspartnerin oder beide missverstanden wurden, weil beide nicht mehr verfügbar sind.

Im Falle unserer hochalemannischen Bibelleserin ist die Äußerung verfügbar, der Interaktionspartner, der Urheber der Äußerung, dagegen nicht, weder Emil Weber noch Johannes, der Evangelist. Die Interpretation der Leserin, ihre Antwort auf die Frage *Was steht womit in welcher Beziehung?* war ja, wie ich zu Anfang angenommen hatte, dass in *Und vo säbere Stund aa hät si de Jünger zue sich gnaa* Maria den Jünger zu sich nahm. Ob sie damit die Äußerung auch verstanden hat, wird sie vielleicht nie erfahren, weil ihre Interpretation keine praktischen Folgen zeitigt, wie dies im Tankbeispiel und bei der Wegbeschreibung möglich wäre. Aber wir, die wir die Deutungen unserer Leserin deuten, können, möglicherweise im Unterschied zu ihr, trotzdem angeben, ob sie die Äußerung richtig oder falsch verstanden hat. Wir können dem Urheber der Äußerung aufgrund der Äußerung, die allen Konventionen der hochalemannischen Sprache folgt, zuschreiben, welche Vorstellung er davon gehabt haben muss, was in der berichteten Situation was ist, wo was ist und was womit in welcher Beziehung steht. Für grammatisch eindeutige Äußerungen ist es ohnehin möglich anzugeben, wie sie hinsichtlich der Frage zu verstehen sind, was in ihnen womit in welcher Beziehung steht. Für grammatisch mehrdeutige Äußerungen wie *Und vo säbere Stund aa hät si de Jünger zue sich gnaa* kann man sich, zumindest im Falle der Bibel, mit der Textsorte behelfen. Das Neue Testament ist in ca. 1900 Sprachen übertragen und was in einer Bibel grammatisch mehrdeutig ist, ist in vielen anderen grammatisch eindeutig.³ Das wird für die spätere Untersuchung von großem Nutzen sein. Wir können dagegen nicht viel Zuverlässiges darüber sagen, welche Ziele Weber und Johannes verfolgt haben, indem sie uns ihre neutestamentlichen Äußerungen vorgelegt haben. Nach eigener Aussage wollte Weber aber genau übertragen.⁴ Damit verschöbe sich die Frage nach den Motiven und Zwecken zurück zu Johannes und würde zu einer theologischen. Aber beide haben sich schon in notwendiger Weise kommunikativ kooperativ gezeigt, indem sie uns Texte vorgelegt haben, die den Konventionen ihrer jeweiligen Sprache entsprechen. Wir können davon ausgehen, dass der Evangelist Johannes – der sich möglicherweise in der Rolle des Lieblingsjüngers Jesu selbst in der Frohen Botschaft untergebracht hat – seine Deutungen, mit welchen Motiven auch immer, mit seinen Äußerungen unmissverständlich kundtun wollte. In der altgriechischen Version der Evangelien, die Emil Weber seiner Übertragung *Und vo säbere Stund aa hät si de Jünger zue sich gnaa* zugrunde gelegt hat, ist unser Beispielsatz nun auch grammatisch eindeutig. Dort repräsentiert *ὁ μαθητής* (*ho mathētēs*) ‚der Jünger‘ eindeutig

3 www.die-bibel.de/service/pressebereich/detailansicht/news/detail/News/komplette-bibel-jetzt-in-563-sprachen-uebersetzt/ [28.05.19].

4 Vgl. Weber (1997: 7–8). Man solle merken, so Weber, „dass es im Neuen Testament auch schwierige Sätze und Ausdrücke gibt und nicht alles aufgeht.“ (Weber 1997: 8; meine Übersetzung). Mit Genauigkeit meint er also den Verzicht darauf, die schwierigen Stellen der Vorlage in der Übersetzung verschwinden zu lassen.

einen Nominativ und $\alpha\upsilon\tau\eta\nu$ (autēn) ‚sie‘ eindeutig einen Akkusativ. Der Jünger nahm also die Frau mit sich. Eine andere Interpretation ist hier vor dem Hintergrund der entsprechenden sprachlichen Konventionen ausgeschlossen. Wir können auch davon ausgehen, dass Emil Weber seinen Leserinnen diese Informationen nicht vorenthalten wollte. Er hatte aufgrund der eindeutigen altgriechischen Äußerung eine klare Vorstellung davon, wer wen mitnahm und er verwendete die sprachlichen Ausdrucksformen, die ihm in seiner zürichdeutschen Muttersprache zur Verfügung standen und gleichzeitig nah an der griechischen Vorlage lagen. Die Unterscheidung zwischen Nominativ und Akkusativ, die an den altgriechischen Formen erkennbar ist, stand ihm in der hochalemannischen Übertragung nicht zur Verfügung und die Reihenfolge zwischen beiden Ausdrücken hat er umgedreht. Dass dies bei seinen Leserinnen zu einer von ihm nicht beabsichtigten Deutung davon führen kann, wer wen mitnahm, hat er wahrscheinlich gar nicht bemerkt.

1.5 Deutungsautomatismen, Deutungsroutrinen und Deutungsarbeit

Wenn wir hier darüber reflektieren, wie Sprachbenutzerinnen sprachliche Äußerungen interpretieren, deuten wir ihre Deutungsaktivitäten. Dass wir unsere und ihre Tätigkeiten mit dem gleichen Ausdruck *deuten* bezeichnen, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Aktivität des Deutens ganz unterschiedliche Qualitäten annehmen kann; *deuten* ist ein vager Ausdruck.

Die hochalemannische Leserin, hier wieder stellvertretend für alle Sprachbenutzerinnen, kann in Windeseile einfach über unseren Beispielsatz aus dem Johannesevangelium hinweglesen und dabei wird in Sekundenbruchteilen die komplexe Vorstellung in ihr hervorgerufen, dass die Frau den Jünger zu sich genommen hat. In gleicher Weise lesen Sie die meisten Sätze in diesem Buch. Deuten in dieser Weise ist zwar komplex und besteht aus vielen Teilprozessen und -aktivitäten, die von basalen Wahrnehmungsprozessen bis hin zu Antworten auf die Frage *Was kann ich (jetzt) tun?* reichen, aber zugleich vollziehen wir es hochgradig automatisiert und routinisiert. *Automatisch* laufen dabei Prozesse ab, die immer ablaufen, wenn bestimmte Phänomene wahrgenommen werden und die nicht unterbrochen werden können, wie zum Beispiel die Assoziation der Buchstabenfolge *Jünger* und der Vorstellung eines Jüngers. *Routinen* umfassen dagegen Handlungen, die so oft ausgeführt worden sind, dass sie nicht mehr aufmerksam ausgeführt werden müssen. Sie können allerdings, anders als die Automatismen, unterbrochen werden, wenn es nötig ist. Ohne die entsprechenden Experimente, und das heißt im alltäglichen Einzelfall, sind Routinehandlungen und automatisches Verhalten oft nicht zu unterscheiden. Das Deuten im automatischen und routinisierten Modus erfolgt schnell und effektiv, aber alternative Deutungen werden dabei übersehen. Haben Sie bemerkt, dass weiter oben in diesem Absatz der Satz *In gleicher Weise lesen Sie die meisten Sätze in diesem Buch* grammatisch mehrdeutig ist?⁵ Wenn wir in diesem Modus des Deutens sind, ist die Form einer

5 Es stimmt natürlich, dass Sätze (Subjekt) Sie (Objekt) nicht lesen können, aber das ist ein Argument, das sich auf mehr beruft als die grammatische Form der Äußerung. Im Übrigen sind Situationen vorstellbar, in denen die Aussage, dass Sätze (Subjekt) Personen (Objekt) lesen – im Sinne von ‚deuten‘ oder ‚auslegen‘ –, eine kommunikativ erfolgreiche Äußerung darstellt; so beispielsweise, wenn wir feststellen, dass Äußerungen, etwa in Dostojewskis Romanen, Wahrheiten über uns kundtun, über die wir uns selbst noch gar nicht im Klaren gewesen sind und angesichts deren wir uns entlarvt fühlen. Solche Sätze lesen uns ebenso, wie wir sie lesen – ein Fall von Metonymie, in dem die Sätze für ihren Verfasser stehen.

Äußerung äußerst flüchtig und sie ist uns nur so lange präsent, bis sie sich in unserem Kopf in Vorstellungen verwandelt hat.

Von diesem automatisierten und routinisierten Deuten ist das Deuten zu unterscheiden, das wir vollziehen, wenn wir uns die Ausdeutbarkeit einer Äußerung vergegenwärtigen. Dieses Deuten ist viel weniger automatisiert und routinisiert, es ist um ein Vielfaches langsamer und liefert gleichzeitig oft anscheinend nur einen relativ geringen Zugewinn an Deutungsakkuratheit.⁶ Bei diesem Deuten, das wir als *Deutungsarbeit* bezeichnen können, ist die sprachliche Form beziehungsweise das wahrnehmbare Phänomen viel weniger flüchtig.⁷ Vielmehr wird es dabei vor dem (inneren oder wirklichen) Auge oder Ohr präsent gehalten und gegebenenfalls dorthin zurückgeholt, also reflektiert. Bestimmte Teile der komplexen Deutungsaktivität werden zyklisch wiederholt, zum Beispiel das Scannen des Phänomens, das (innere oder äußere) Verweilen auf einem Teil davon, das Umschalten und erneute Umschalten der Zuordnungen zwischen bestimmten Formen und den Vorstellungen, die sie hervorrufen. Wir haben dies beispielsweise bei *si* und *de Jünger* in (1) sowie bei *Hole in One* in (2) getan. Darin – Scannen, Verweilen, Umschalten, Wiederholen – unterscheiden sich unsere Interpretationen mehrdeutiger Äußerungen kaum von unseren Interpretationen gestaltpsychologischer Kippbilder wie desjenigen in Abbildung 1.



Abb. 1: Gestaltpsychologisches Kippbild

Wenn wir ein Phänomen interpretieren, tun wir dies aber nicht entweder automatisch beziehungsweise routinisiert oder mit kognitivem Arbeitsaufwand. Gerade das zyklische Wiederholen von automatisierten beziehungsweise routinisierten Schritten und das wiederholte Umschalten zwischen Interpretationen bei der Deutungsarbeit zeigen, dass diese auf den automatischen und routinisierten Aktivitäten und Prozessen aufbaut und auf sie angewiesen ist. Dies lässt sich bereits am Kippbild illustrieren. Wenn wir beispielsweise unseren Blick darauf richten, um daran durch wiederholtes Umschalten Deutungsarbeit zu leisten, können wir nicht vermeiden, dass uns zuerst automatisch entweder die Gesichtsprofile oder der Kelch erscheinen.

6 Der Hinweis auf die Mehrdeutigkeit der Äußerung weiter oben hat Ihnen keinen (unmittelbaren) erkennbaren Vorteil gebracht, denn Sie hatten den Satz ohnehin so interpretiert, wie ich ihn verstanden wissen wollte. Mittelbar kann eine erhöhte Sensibilität für Mehrdeutigkeit natürlich praktische Vorteile bringen, zum Beispiel um Kommunikation, die gescheitert ist, zu verstehen und die Ursachen künftig zu vermeiden.

7 Den Ausdruck „Deutungsarbeit“ habe ich von Sigmund Freud übernommen (vgl. Freud [1917] 2009).

Auch an unserem Umgang mit sogenannten lokalen Mehrdeutigkeiten in der Sprache lässt sich das beobachten. Oben ist davon die Rede gewesen, dass Mehrdeutigkeiten oft nur dann bemerkt werden, wenn in der Folge etwas schiefgeht. Es ist möglich, dass schon im Laufe der Interpretation einer Äußerung etwas schiefgeht. Sprachliche Äußerungen haben einen Anfang und ein Ende. Sie werden entsprechend sukzessive wahrgenommen und die heran-drängenden Geräusche, Gesten oder Graphen rufen jeweils Vorstellungen hervor und die auf-gebaute, komplexe Vorstellung eines Ereignisses oder einer Situation wird durch jede weitere hereinkommende Information modifiziert. Zugleich erwarten wir auf Basis dessen, was wir bereits wahrgenommen haben, immer schon, was als nächstes kommen wird. Diese Erwartungen können bestätigt oder verletzt werden. So beginnt die neuhochdeutsche „Einheitsüber-setzung“ von Johannes 19, 27 folgendermaßen:

(3) *Und von jener Stunde an nahm sie ...*

(Neuhochdeutsch, Einheitsübersetzung, Bischöfe Deutschlands [1980])

Beim sukzessiven, oder inkrementellen, Interpretieren dieser Teiläußerung bauen wir eine komplexe Vorstellung auf und erwarten weitere Informationen bestimmter Art. Wir werden uns höchstwahrscheinlich den Referenten des Ausdrucks *sie* (die Mutter Jesu) als die Nehmerin in dieser Äußerung vorstellen,⁸ weil wir die Form als Nominativ erkennen und sie in einer Kongruenzbeziehung mit dem Verb steht, und wir werden als weitere Information ein Objekt erwarten, das genommen wird und durch eine Akkusativform ausgedrückt ist. Auch wenn wir solcher grammatischen Beschreibungen unkundig sind, heißt das lediglich, dass wir vielleicht nicht beschreiben können, was wir da tun, tun können wir es aber dennoch. Die aufgebauten Erwartungen auf Form- und Vorstellungsebene sind unter anderem durch die bereits erwähnten „-enz“-Faktoren gesteuert: Frequenz, Rezenz, Pertinenz. Nun ist die Vorstellung, die durch (3) hervorgerufen wird, wie wir oben gesehen haben, aber nur so etwas wie eine Annahme, weil die Indizienlage unsicher ist. *Sie* kann zwar den Nominativ und damit das Subjekt des Satzes repräsentieren, aber auch den Akkusativ, das heißt das direkte Objekt. An der Stelle *sie* ist die Äußerung in (3) also lokal mehrdeutig. Wir haben uns für die Nominativlesart „entschieden“. *Entschieden* steht hier in Anführungszeichen, weil diese „Entscheidung“ im Modus des automatischen oder routinisierten Deutens ausgeführt wurde, dem keine vorgängige Reflexion zugrunde gelegen hat. In der Einheitsübersetzung wird die Äußerung wie folgt zu Ende geführt:

(3') *... der Jünger zu sich.*

(Neuhochdeutsch, Einheitsübersetzung, Bischöfe Deutschlands [1980])

Hier wird unsere aufgebaute Erwartung eines Objekts, das genommen wird und das durch den Akkusativ ausgedrückt wird, verletzt. Damit hat sich unsere aufgebaute Vorstellung als falsch erwiesen: Die Mutter Jesu ist nicht die Nehmerin. Der Ausdruck *der Jünger* zwingt uns nun aufgrund seiner eindeutigen Nominativform, unsere bereits aufgebaute Vorstellung davon, was hier womit in welcher Beziehung steht, zu modifizieren. Wir werden von dieser Nominativ-

8 Vgl. Bornkessel-Schlesewsky & Schlesewsky (2009b).

form überrascht und sie lässt unseren Deutungsautomatismus oder unsere Deutungsroutine scheitern. Möglicherweise macht uns *der Jünger* erst darauf aufmerksam, dass *sie* mehrdeutig zwischen Nominativ und Akkusativ gewesen ist. An diesem Punkt, der die lokale Mehrdeutigkeit auflöst, gehen wir vom Modus des automatischen oder routinisierten Interpretierens in den der Deutungsarbeit über. Das Scheitern unseres Automatismus oder unserer Routine dabei, graphische Symbole in Vorstellungen zu überführen, macht uns auf die Form der Äußerung aufmerksam, Alternativen ihrer Ausdeutung scheinen auf und zwingen uns, mit einigem kognitiven Aufwand – Arbeit – eine modifizierte Vorstellung aufzubauen, nämlich mit umgedrehten Rollen zwischen Maria und dem Jünger.

Eine solche Reanalyse im alltäglichen Sprachverstehen kann natürlich schneller erfolgen als die linguistische oder philologische Deutungsarbeit, wie wir sie oben an (1) vorgenommen haben. Dennoch teilt sie mehr mit der Deutungsarbeit als mit den Automatismen und Routinen, nämlich die Aspekte des Gewährwerdens der unterschiedlichen Ausdeutbarkeit des Phänomens und der Reflexion auf die eigene Deutungsaktivität.⁹

1.6 Die „W“-Fragen des vorliegenden Buches

Das vorliegende Buch stellt den Versuch dar, besser zu verstehen, wie Sprachbenutzerinnen auch angesichts von Mehrdeutigkeit sprachliche Äußerungen verstehen, das heißt erfolgreich oder richtig interpretieren können. Dafür war es wichtig, darauf hinzuweisen, dass dem Verstehen sowohl von nichtsprachlichen als auch von sprachlichen Phänomenen (Be-)Deutungstätigkeiten zugrunde liegen, die sich in sehr basalen Aspekten – den W-Fragen im Dienste von *Was kann ich (jetzt) tun?* – gleichen und sich in anderen Aspekten – der Mehrschichtigkeit von sprachlichen Äußerungen – unterscheiden. Insofern sucht dieses Buch, wie jede Interpretation, Antworten auf die oben genannten W-Fragen.

Was ist es? Das infragestehende Phänomen kann bereits grob charakterisiert werden. Es sind mehrdeutige Äußerungen auf der einen und die offensichtliche Problemlosigkeit, mit der Sprachbenutzerinnen erfolgreich mit ihnen umgehen, auf der anderen Seite. Dass Sprachbenutzerinnen auch mehrdeutige Sätze verstehen können, ist für sich genommen noch nicht überraschend. Auch Sprachbenutzerinnen, die nicht zugleich professionelle Linguistinnen sind, erklären sich ihre Verstehensfähigkeiten und berufen sich dabei gern – und durchaus zu Recht – auf den *Kontext*, anhand dessen alle oder fast alle Äußerungen verstehbar seien. Als Kontext gilt bei dieser nichttechnischen Verwendung des Ausdrucks bald mehr, bald weniger von dem, was in der fraglichen Äußerung nicht zur lexikalischen oder grammatischen Bedeutung gehört und nicht auf Basis der Wörter und ihrer Verknüpfung zuverlässig erschlossen werden kann. Zu diesem Kontext im weiteren Sinne zählen erstens das in vorangegangenen und nachfolgenden Äußerungen grammatisch und lexikalisch Ausgedrückte – der *Kotext*, zweitens die vielfältigen Faktoren, die die *Situation* kennzeichnen, in der die Äußerung getätigt und/oder rezipiert wird – der *Kontext* im engeren Sinne –, und drittens das sogenannte Weltwissen, das heißt das *enzyklopädische Wissen* über basale, aber auch beispielsweise kulturspezifische Zusammenhänge in der Wirklichkeit, unabhängig von der konkreten Äuße-

⁹ In Kapitel 4 werden Automatismen, Routinen und Arbeit ausführlicher diskutiert.

rung, ihrem Kotext und Kontext. Auf Basis dieser Informationstypen dürfte tatsächlich so gut wie jede Äußerung im Alltag, sei es in einer *face-to-face*-Situation oder bei der Lektüre eines Textes, zum Beispiel eines Bibeltextes, für eine kompetente Sprachbenutzerin verstehbar sein.

Ich möchte in diesem Buch daher eine sehr viel stärkere Hypothese überprüfen: *Für das Verstehen von Äußerungen, die hinsichtlich der Frage mehrdeutig sind, was in ihnen womit in welcher Beziehung steht, sind auf der Seite einer muttersprachlich kompetenten Rezipientin mit normalen kognitiven Fähigkeiten so gut wie keine dieser Informationsquellen erforderlich. Ist sie mit einer grammatisch mehrdeutigen Äußerung konfrontiert, so wird sie fast vollständig ohne Informationen auskommen, die über die infragestehende Äußerung hinausgehen.* Hier möchte ich es fürs Erste mit der Präzisierung bewenden lassen, dass die Informationen, auf die die Rezipientin sich stützen kann, aufs Engste mit der *Belebtheitshierarchie* zusammenhängen.¹⁰

Wo ist das Phänomen zu finden? Äußerungen, die mehrdeutig hinsichtlich der Frage sind, was in ihnen womit in welcher Beziehung steht, finden sich überall dort, wo die konventionellen grammatischen Mittel für den Ausdruck solcher Beziehungen in einer Sprache nicht verfügbar oder trotz prinzipieller Verfügbarkeit unzuverlässig sind. So sind in Beispiel (1) einige Kasusmarkierungen (*si* beziehungsweise *de Jünger*) prinzipiell verfügbar, aber bei den vorliegenden Ausdrücken unzuverlässig und die Reihenfolge zwischen den Ausdrücken wird nicht konventionell für die Unterscheidung von Subjekt und Objekt verwendet. Verschiedene Sprachen und Sprachstufen einer Sprache unterscheiden sich natürlich darin, ob in ihnen die Reihenfolge für solche Zwecke eingesetzt wird und ob beziehungsweise wie viele mehrdeutige morphologische Formen sie aufweisen. Aus Gründen, die ich noch ausführlicher darlegen werde, möchte ich die Stichhaltigkeit der obigen Annahme anhand von wortlauttreueren und freieren Bibelübersetzungen ins Altenglische, Mittelenglische, Althochdeutsche, Mittelhochdeutsche, Frühneuhochdeutsche, Neuhochdeutsche und in die modernen deutschen Dialekte des Hochalemannischen und Nordniederdeutschen überprüfen.¹¹ Einer der gewichtigsten Gründe, Bibeltexte dafür zu wählen, ist, dass wir – anders als bei anderen Quellen – für die darin vorkommenden Äußerungen sicher angeben können, welche Interpretation die richtige ist, auch wenn sie in einer Übertragung mehrdeutig sind. Für die Überprüfung der Hypothese ist dies unabdingbar, da wir andernfalls über kein Erfolgskriterium für die Interpretation mehrdeutiger Äußerungen verfügen würden, und dass man Erfolg bei ihrer Interpretation haben kann, möchte ich ja gerade zeigen. Ein weiterer Grund ist, dass alle untersuchten Sprach(stuf)en – die richtige Übersetzung vorausgesetzt – dieselben Inhalte ausdrücken, dazu aber jeweils ihre eigenen sprachlichen Mittel zur Verfügung haben und dabei unter dem Druck stehen, verstehbar zu sein. Damit wird vergleichbar, wie mit den vorhandenen sprachlichen Mitteln ausgedrückt wird, was womit in welcher Beziehung steht und wie sie von Äußerung zu Äußerung eingesetzt werden. Dabei ist nicht nur ein synchronischer Quervergleich zwischen den Sprachen und Dialekten möglich, sondern auch ein diachronischer Längsvergleich, der uns mit der gebotenen Vorsicht erlaubt nachzuverfolgen, wie diese grammatischen Mittel sich historisch im Deutschen und Englischen verändern und welche Anforderungen dies an unser Verstehen stellt. Ein Grund, Englisch und Deutsch zu wählen, ist die Tatsache, dass für diese Sprachen in der Forschung bereits viele Annahmen darüber geäußert worden sind, wie die sprachlichen Mittel sich zueinander verhalten und wie sie sich historisch entwickelt

10 Die Belebtheitshierarchie wird in Kapitel 3 ausführlich Thema werden.

11 Zur Übersetzungsfreiheit siehe die Abschnitte 1.7 und 2.5.

und verändert haben sollen. Dass diese Entwicklungen fürs Deutsche und Englische jeweils verschiedene gewesen sind, obwohl sie einen gemeinsamen historischen Ursprung haben, ist dabei ebenfalls von theoretischem und historischem Interesse. Primär von theoretischem Interesse ist, dass auch zwei moderne deutsche Dialekte analysiert werden sollen. Interessant sind sie deshalb, weil sie im Vergleich zum standarddeutschen System mit drei Kasus jeweils nur zwei Kasus aufweisen, dabei aber mutmaßlich ähnliche Satzgliedreihenfolgen zulassen. Die Dialekte versprechen somit größeres Mehrdeutigkeitspotenzial.¹²

Woher kommt das Phänomen? Was hat es verursacht? Wohin geht es? Vieles – und darüber wird noch sehr viel mehr zu sagen sein – spricht dafür, dass Sprachen sich grammatische Mehrdeutigkeit leisten können, eben weil Sprachbenutzerinnen erfolgreich damit umgehen können. Dennoch unterscheiden sich Sprachen in dem Grad, in dem sie Mehrdeutigkeit tatsächlich aufweisen, gravierend, aber nicht zufällig. Neben Sprachen, die wenige oder gar keine Äußerungen aufweisen, in denen grammatisch nicht geregelt ist, was womit in welcher Beziehung steht – Althethitisch dürfte dem nahekomen –, finden sich, wie ich zeigen werde, auch Sprachen, in denen jede vierte für die Fragestellung relevante Äußerung grammatisch mehrdeutig ist. Dies zeigt, dass Sprachen sich bisweilen des in ihnen vorkommenden lautlichen, gestischen oder graphischen Materials viel mehr als grammatische Mittel bedienen, als es nötig wäre, um als erfolgreiche Kommunikationsmittel zu dienen. Man könnte nun vermuten, dass das Material, das dafür verwendet wird, anzuzeigen, was womit in welcher Beziehung steht – zum Beispiel Kasus- und Kongruenzmorpheme –, sich in einer Sprache unabhängig von der Kommunikationsfunktion und unabhängig von menschlichen Zwecken entwickelt und nur für diese Funktion verwendet wird, weil es eben unbeabsichtigt entstanden ist, deshalb nun einmal da ist und, weil es da ist, wiederum interpretiert werden *muss* und mit einer nützlichen Funktion besetzt werden *kann*. Wie bereits gesagt, können wir die Interpretation von bestimmten Phänomenen nicht einfach unterlassen, und lautliches, gestisches oder graphisches Material scheint dazuzugehören. Ganz unabhängig können die Entstehung dieses Materials durch verstehensunabhängige Ursachen und seine nachträgliche verstehensabhängige Funktionalisierung aber nicht voneinander sein, denn – so werde ich berichten – es scheint so etwas wie Obergrenzen von Mehrdeutigkeit zu geben, jenseits derer die Funktionalität der Sprache als Kommunikationsmittel gefährdet zu sein scheint.

Was steht womit in welcher Beziehung? Dies ist also nicht nur die zentrale Frage, vor der Sprachbenutzerinnen bei der automatischen und routinisierten Interpretation von sprachlichen Äußerungen stehen, seien sie grammatisch eindeutig oder mehrdeutig, sondern auch wir. Ich möchte detailliert herausarbeiten, welche Informationstypen bei der Interpretation sprachlicher Äußerungen herangezogen werden (können), in welcher Beziehung diese Informationstypen zueinander stehen, warum sie verfügbar sind, zu welchem Grad sie in verschiedenen Sprach(stuf)en herangezogen werden und ob beziehungsweise wie sich diese Heranziehung historisch verändert.

Kapitel 2 widmet sich zunächst detailliert der Frage, wie es überhaupt dazu kommt, dass Äußerungen eindeutig sein können, um zu erklären, wie es zu mehrdeutigen Äußerungen kommt. Sodann werde ich mittels einer historischen Korpusstudie nachweisen, dass es gram-

12 Während im Standarddeutschen als adverbale Kasus Nominativ, Dativ und Akkusativ unterschieden werden (mit Resten eines Genitivs), sind im Hochalemannischen der Nominativ und der Akkusativ ununterscheidbar geworden und im Nordniederdeutschen der Dativ und der Akkusativ (s. Anhang).

matisch mehrdeutige Äußerungen gibt und wie sie sich historisch entwickelt haben. Darauf aufbauend werde ich in Kapitel 3 die Hypothese immer weiter präzisieren, indem ich Kandidaten von Informationstypen diskutiere, die von Interpretinnen zum richtigen Verstehen mehrdeutiger Äußerungen herangezogen werden könnten. Anschließend werde ich in einem zweiten Auswertungsteil die Hypothese überprüfen. Im abschließenden Kapitel 4 werde ich eine anthropologische Skizze zeichnen, mit der ich die Resultate der Korpusstudie erklären und in einen weiteren als nur einen sprachwissenschaftlichen Kontext stellen möchte. *Ich werde dafür argumentieren, dass wir grammatisch mehrdeutige Äußerungen erfolgreich interpretieren können, weil wir sie in wichtigen Aspekten auf die gleiche Weise wie andere, nichtsprachliche Ereignisse auch interpretieren. Grammatisch eindeutige Äußerungen sind insofern speziell, als sie uns sowohl effektiv daran hindern als auch bestärken können, bestimmte Interpretationen vorzunehmen.* Aus einer engeren, philologisch-sprachwissenschaftlichen Perspektive ist es daher in gewissem Maß unnötig, die Verstehbarkeit sprachlicher Äußerungen auf sprachliche Konventionen zurückzuführen. Aus der weiteren Perspektive anderer mit dem Menschen befassten Wissenschaften ist dies sogar unplausibel. Was ich tun möchte, ist also, die Strukturlinguistik (wieder) mit anderen Wissenschaften vom Menschen ins Gespräch zu bringen. Dieses war abgebrochen, nachdem sich die Versprechungen einer grammatischen Tiefenstruktur nicht erfüllt hatten.¹³ Was ich über den anthropologischen Unterbau unserer Verstehensleistungen zu sagen haben werde, lässt sich auch so interpretieren: Unser leibliches In-der-Welt-Sein liefert der Grammatik und unserem Verstehen die Tiefenstruktur.

1.7 Das Korpus und die verwendeten Bibelübersetzungen

Die Untersuchung wird in allen Sprachstufen an den Kapiteln 26 und 27 des Matthäusevangeliums und den Kapiteln 18 und 19 des Johannesevangeliums erfolgen. (Für den althochdeutschen „Tatian“ verhält es sich ein wenig anders. Siehe dazu unten.) Hinter diesen Kapiteln verbergen sich zentrale Teile der Passionsgeschichte Jesu. Die Passionsgeschichte, so die Erwägung bei der Textauswahl, ist inhaltlich in besonderer Weise für die Analyse geeignet. Die (Teil-)Sätze, aus denen sich die genannten Kapitel zusammensetzen, sind nämlich wenig überraschend dadurch gekennzeichnet, dass darin viel erlitten wird, und wo viel erlitten wird, ist der Urheber des Leids nicht weit, sowohl wirklich als auch in der sprachlichen Vermittlung. Wir haben es also häufig mit semantisch transitiven Beziehungen zwischen eher agentiven und eher patientiven Personen oder Gegenständen zu tun. In den hier untersuchten Sprachen werden solche Beziehungen grammatisch häufig so strukturiert, dass sie zum einen innerhalb der Grenzen von (Teil-)Sätzen ausgedrückt werden und diese (Teil-)Sätze zum anderen eine Binnenstruktur aufweisen, die besonders anfällig für grammatische Mehrdeutigkeit hinsichtlich der Frage ist, was womit in welcher Beziehung steht. Das sind (Teil-)Sätze dann, wenn, wie in unserem Beispiel (1) oben, zwei oder mehr Satzglieder für die syntaktische Funktion des jeweils anderen in Frage kommen. Die betreffenden Satzglieder können dann sowohl als Agens (zum Beispiel Nehmer) als auch als Patiens (zum Beispiel Genommenes), möglicherweise sogar als Rezipient interpretiert werden.

¹³ Vgl. Jackendoff (2009: 33).

Tabelle 1 gibt einen Überblick über die Bibelübersetzungen, die ich untersuchen werde. Ich möchte sie nun kurz charakterisieren und einige Aspekte diskutieren, die für die Untersuchung von Relevanz sind.

Kurztitel	Sprach(stuf)e/ Dialekt	Entstehungs- zeit	Übersetzer	Edition
(Ahd.) Tatian	Althochdeutsch (Ostfränkisch)	2. Viertel 9. Jhdt.	Team Fulda	Masser
Evangelienbuch	Mittelhochdeutsch (Mitteldeutsch)	1343	unbekannt	Bechstein
Biblia	Frühneuhochdeutsch (Ostmitteldeutsch)	1545	Luther	
Bibel	Neuhochdeutsch	1984	Luther und EKD ¹⁴	
S Nöi Teschamänt	Neuhochalemannisch (Zürichdeutsch)	1997	Emil Weber	
Dat Nie Testament	Neunordniederdeutsch	1933	Johannes Jessen	
Wessex Gospels	Altenglisch (Westsächsisch)	~ 1000	unbekannter Ælfric	Liuzza
Wycliffe- Bibel	Mittelenglisch ([?Central] Midland)	zw. 1395 u. 1420	Wycliffe, Purvey und Team	Forshall & Madden

Tab. 1: Die untersuchten Bibelübersetzungen

Methodische Fragen, etwa inwiefern diese Texte überhaupt für die Untersuchung geeignet sind, werde ich erst an späterer Stelle (Abschnitt 2.5) reflektieren, nachdem ich die grammatischen Mittel diskutiert habe, die von Interpretinnen herangezogen werden können, um zu bestimmen, was in sprachlichen Äußerungen womit in welcher Beziehung steht. Dadurch, dass die Einführung des Buchdrucks in die Mitte des 15. Jahrhunderts fiel, sind die davor entstandenen Bibelübersetzungen – der althochdeutsche „Tatian“, das mittelhochdeutsche „Evangelienbuch“, die altenglischen „Wessex Gospels“ und die mittelenglische Bibel aus dem Umfeld John Wycliffes, im Folgenden „Wycliffe-Bibel“ – handschriftlich überliefert. Für ihre Analyse bin ich daher auf den gedruckten Text angewiesen, den mir die jeweilige moderne Edition präsentiert, und dadurch mache ich mich auch von den jeweiligen editorischen Prinzipien abhängig.¹⁵ Je nachdem, welchen Prinzipien die Herausgeber dabei folgten, entfernt dies die edierten Texte, die ich analysieren werde, mehr oder weniger weit von den Handschriften, die ihnen zugrundeliegen. Das wird mich zwar nicht davon abhalten, die Texte dennoch hinsichtlich grammatischer Mehrdeutigkeit zu analysieren, aber in meinen Schlussfolgerungen aus den Ergebnissen werde ich diesen Faktor berücksichtigen müssen.

Massers Textedition des althochdeutschen „Tatian“ basiert auf einer einzigen Handschrift mit der Signatur Cod. 56. Sie wird in St. Gallen aufbewahrt und ist wohl im zweiten Viertel

¹⁴ Evangelische Kirche Deutschland.

¹⁵ Diese sind in der Regel den entsprechenden Editionen selbst zu entnehmen.